

LITERATURBERICHTE

Neue Bücher über Lessing

Von Hans-Joachim Kertscher

- 1.) WILHELM VON STERNBURG: Gotthold Ephraim Lessing. Hamburg Rowohlt Taschenbuch Verlag 2010. 157 S. mit Abb.
- 2.) WERNER JUNG: Gotthold Ephraim Lessing. Paderborn Fink (UTP 3434) 2010. 112 S. mit Abb.
- 3.) CARSTEN GANSEL/BIRKA SIWCZYK (HG.): Gotthold Ephraim Lessings „Nathan der Weise“ im Kulturraum Schule (1830–1914). Göttingen V&R unipress 2009 (Gotthold Ephraim Lessing im kulturellen Gedächtnis – Materialien zur Rezeptionsgeschichte 1). 408 S.
- 4.) CARSTEN GANSEL/BIRKA SIWCZYK (HG.): Gotthold Ephraim Lessings „Minna von Barnhelm“ im Kulturraum Schule (1830–1914). Göttingen V&R unipress 2011 (Gotthold Ephraim Lessing im kulturellen Gedächtnis – Materialien zur Rezeptionsgeschichte 2). 283 S.

Die in der Reihe rowohlts monographien (Dichter und Literaten) erschienene Biografie Lessings erscheint auf den ersten Blick als eine schlüssig und flüssig geschriebene Annäherung an Leben und Werk eines der Vorzeigeliteraten der deutschen Literaturgeschichte. Wilhelm v. Sternburg, der bereits mit einer geraumen Anzahl von Dichterbiographien des 20. Jahrhunderts hervorgetreten ist, Lion Feuchtwanger, Erich Maria Remarque und Joseph Roth seien hier stellvertretend genannt, hat sich nunmehr dem 18. Jahrhundert zugewandt und gleich eine Persönlichkeit ins Visier genommen, deren äußere Lebensumstände und innere Verfasstheit zu beschreiben auch heute noch als ‚schwierig‘ in mancherlei Hinsicht erscheint. Die Vita des lange Zeit in der Sicht der Biografen (paradigmatisch: Erich Schmidt) scheinbar unproblematischen und sich jeglicher Kritik entziehenden Kamenzer Pastorensohnes erweist sich bei genauerem Hinsehen als durchaus befragenswert. Der Biograf v. Sternburg ist sich dessen offensichtlich bewusst und bietet mit seinem kurzen Abriss einen lesbaren und zugleich lesenswerten Text, der auch den problematischen Seiten des Lessingschen Lebensganges (Spielsucht, übertriebene Polemik, kleinliche philologische Kritik etc.) die Aufmerksamkeit nicht versagt. Den Beginn markiert ein Kapitel, in dem Lessing als Aufklärer vorgestellt und in den deutschen Diskurs über Aufklärung gestellt wird. Gegliedert ist der Text nach dem traditionellen chronologischen Prinzip, wobei Lessings Wirkungsstätten (Kamenz, Meißen, Leipzig, Berlin, Breslau, Hamburg und Wolfenbüttel) als Fixpunkte der Gliederung dienen. Erleichtert wird der Zugang zum Text durch ein Namenregister, eine Zeittafel, Rezeptionszeugnisse und bibliographische Hinweise. Bild- und Zitatbeigaben aus der Feder von Zeitgenossen Lessings ergänzen den Text.

Vor dem Leser entsteht ein Lessing-Bild, das seine Konstanten einem mehr oder weniger scharf umrissenen Lessingschen Lebensplan, in dessen Zentrum, nach Meinung des Verfassers, der Wunsch nach „materielle[r] und geistige[r]“ (S. 21) Autonomie stand, verdankt, der jedoch durch kontingente Einflüsse häufige Korrekturen erfuhr und schließlich unerfüllt blieb. Gedacht ist offenbar an einen Leser, der sich in Kürze einen Überblick über die Persönlichkeit Lessings verschaffen will. Diese

Anforderung erfüllt der Text durchaus. Dennoch sollte auch hier sorgfältig gearbeitet werden. Störend wirken da Pauschalurteile wie: „Lessing will mit seinen frühen Stücken den Zuschauer belehren, erziehen und aufklären“ (S. 58), wollte er das später nicht? Oder: „Sir William Sampson ist der passiv Leidende“ (S. 66), gibt es auch einen ‚aktiv Leidenden‘ im Stück? Als generell problematisch erweisen sich die interpretatorischen Ansatzversuche zu einigen Dramen Lessings, etwa wenn von einem „ehrpusselfigen, ein wenig tumben Tellheim“ (S. 101) die Rede ist oder der Schluss der „Emilia Galotti“ höchst banal behandelt wird: „Lessing [hat] einen mit Blick auf das Frauenbild einer von Männern dominierten Gesellschaft konventionellen Schluss gewählt“ (S. 121). Konventionell war dieser Schluss beileibe nicht, empfanden diesen doch nicht wenige zeitgenössische Rezensenten als höchst problematisch.

Auch das Verhältnis Lessings zu Goethe, „der Lessing ansonsten sehr distanziert gegenübersteht“ (S. 10), wird, wohl aus Platzgründen, zu einseitig dargestellt. Immerhin hat Goethe Lessings Arbeiten hoch geschätzt und dies auch an den verschiedensten Orten deutlich zum Ausdruck gebracht. Das gilt vor allem für die „Minna von Barnhelm“, die „der Lessing-Skeptiker Goethe“ keineswegs nur „mit etwas steifer Zustimmung“ (S. 103) behandelt. Immerhin stehen in „Dichtung und Wahrheit“ Bemerkungen wie: „Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.“¹

Hinsichtlich der biografischen Erschließung von Leben und Werk Lessings vermerkt v. Sternburg durchaus richtig, dass hier „nach wie vor erhebliche biographische Leerstellen“ (S. 21) zu verzeichnen seien. Auch seine Biografie vermag diese nicht zu füllen.

Ähnliches kann auch von der Arbeit des Duisburger Germanisten Werner Jung gesagt werden. Er beginnt seinen Exkurs mit der Frage „Warum Lessing lesen?“ und meint mit Marx, dass dies lohne, solange es „immer noch unterdrückte, erniedrigte und entfremdete Menschen gibt“ (S. 13). Immerhin benennt er, neben dieser lapidaren Feststellung, noch drei Bereiche, die eine Beschäftigung mit Lessing als bereichernd erscheinen lassen: seine Persönlichkeit, seine „kritische Methode der Wahrheitsfindung in den (poetologischen wie polemischen) Schriften“ und drittens schließlich sei es „der ästhetische Mehrwert (mindestens) der vier großen Stücke“ (S. 13).

Jung beschränkt sich in seiner Schrift freilich nicht auf diese drei Bereiche, sondern versucht, sich in Gänze der Persönlichkeit Lessings und seiner Wirkung zu widmen, diese gleichsam in „eine Darstellung des Projekts Aufklärung“ (S. 96) zu integrieren. Das erscheint, gelinde gesagt, etwas forsch, wenn man sieht, dass hier mit einem obsoleten Aufklärungsbegriff gearbeitet wird. Die deutsche Aufklärung samt ihrer schöngeistigen Literatur lässt Jung, mit einigen Ausnahmen, in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts enden. Hier habe die deutsche Aufklärung zu einem selbstkritischen Impetus gefunden (und sich damit selbst erledigt), was „im Spätwerk Lessings“ (S. 97) deutlich nachzuvollziehen sei. In diesem Zusammenhang hat die Aufklärungsforschung der letzten zwanzig Jahre völlig neue Wege eröffnet, hat nachgewiesen, dass die ‚Selbstaufklärung der Aufklärung‘ bereits der Frühaufklärung des endenden 17. Jahrhunderts immanent und fähig war, gerade diese selbstkritischen Positionen immer stärker in den Vordergrund ihrer Diskurse zu stellen, was beispielsweise in den ästhetischen Arbeiten von Alexander Gottlieb Baumgarten und Georg Friedrich Meier signifikanten Ausdruck findet. Darüber hinaus ist hinreichend nachgewiesen worden, dass es auch eine ‚Aufklärung nach Lessing‘ gab.

Jungs Bemerkungen zu Lessings Persönlichkeit beschränken sich auf die Darstellung des Lebenslaufs. Wo v. Sternburg versucht, gerade die Brüche in dieser Vita aufzuzeigen, lässt Jung seinen Protagonisten ohne viele Umschweife auf sein Spätwerk zusteuern, wobei merkwürdigerweise das mit

1 Goethe, Johann Wolfgang: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In: Ders.: Poetische Werke. Berliner Ausgabe. Bd. 13: Autobiographische Schriften I. Berlin/Weimar 1960, S. 305.

Friedrich Heinrich Jacobi in den letzten Lebensmonaten geführte Spinoza-Gespräch, das immerhin die große Spinoza-Debatte der achtziger Jahre in Gang setzte, keine Erwähnung findet.

Hinsichtlich des Zugangs zu den großen Dramen nutzt Jung sozialhistorische Fragestellungen – und kommt dabei über Erkenntnisse, wie sie Franz Mehring, Paul Rilla oder Georg Lukács tätigten, nicht hinaus. Auch hier hat die neuere Forschung, wenn nicht zu befriedigenden, so doch zu diskutablen Lösungen gefunden.

Die stärksten Ausführungen Jungs sind die zu Lessings theoretischen Hinterlassenschaften, hier vor allem die zu den ästhetischen und den poetologischen Auslassungen. Allerdings wäre hier der eine oder andere Hinweis auf die befremdliche Ignoranz Lessings gegenüber den ästhetischen und poetologischen Ansätzen Baumgartens und Meiers, die ja immerhin vor Lessing mit der Polemik gegen die Gottschedianer neue Positionen im Literaturstreit zu setzen vermochten, hilfreich gewesen. Interessant, wenn auch nicht neu, ist der Versuch, den „Nathan“ in einen Diskurszusammenhang mit den Freimaurergesprächen „Ernst und Falk“ und der „Erziehung des Menschengeschlechts“ zu bringen.

Äußerst dürftig, ja geradezu fragmentarisch sind die Anmerkungen zu „Lessing und die Folgen“. Diese berufen sich im wesentlichen auf die seinerzeit verdienstvollen – und auch heute noch brauchbaren – Arbeiten von Steinmetz und Dvoretzky. Diese, um 1970 vorgelegt, sind allerdings in der Folge von einer großen Anzahl an Publikationen zur Rezeptionsgeschichte Lessings, erinnert sei hier nur an die von Wolfgang Albrecht, Carsten Gansel und Birka Siwczyk bzw. von Barbara Fischer und Thomas C. Fox, ergänzt und partiell auch verifiziert worden.

Carsten Gansel und Birka Siwczyk wenden sich in ihrer materialreichen Studie „Gotthold Ephraim Lessings ‚Nathan der Weise‘ im Kulturraum Schule (1830–1914)“ einem bislang wenig beachteten Gegenstand, Lessings „Nathan der Weise“ in den deutschen Schulen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, zu. Sie versteht sich als Auftakt eines größeren Projekts, das sich die Kamenzer Arbeitsstelle für Lessing-Rezeption vorgenommen hat. Unter dem Titel „Gotthold Ephraim Lessing im kulturellen Gedächtnis – Materialien zur Rezeptionsgeschichte“ sollen Desiderate der Forschung zur Lessing-Rezeption aufgezeigt, mit Quellenmaterial versehen und so neue Forschungsfelder eröffnet werden.

Im vorliegenden Band geht es um „Schulprogramme bzw. Jahresberichte höherer Schulen“ (S. 8), welche, so die Herausgeber, „weitaus authentischer Auskunft über den Schulalltag an Gymnasien und über das, was ‚wirklich‘ im Unterricht behandelt wurde, als dies Lehrpläne und ministerielle Verfügungen tun“ (S. 20), geben zu können in der Lage sind. Angelehnt an Jan Assmann² unterscheidet Gansel in seinem einleitenden Aufsatz zwischen kollektivem, kulturellem und kommunikativem Gedächtnis. Ersteres repräsentiere den Oberbegriff, dem die letzteren untergeordnet sind, wobei das kommunikative Gedächtnis sich „aus Gesprächen mit Freunden, Erfahrungen in der Familie oder der Gruppe“ (S. 11) speise, das kulturelle Gedächtnis hingegen „offiziell gestiftet“ werde. Es „transportiert einen ‚festen Bestand‘ an Inhalten und Sinngebungen“ (S. 12), „Kanonisierungsvorgänge“ werden damit initiiert, die „kollektive Identitäten“ stiften und so „gesellschaftliche und politische Verhältnisse“ (S. 15) legitimieren bzw. unterwandern. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass gerade die Schulen diesen Prozess maßgeblich beeinflussen können. Hinsichtlich der Lessing-Rezeption in dem genannten Zeitraum stellen Schulprogramme bzw. Jahresberichte nicht zu unterschätzende Quellen dar. Deren Zustandekommen ist auf das „Circular-Rescript“ Preußens vom 23.8.1824 zurückzuführen, das alle höheren Schulen verpflichtete, Jahresberichte über ihre Lehrtätigkeit zu verfassen. Dazu gehörte auch eine wissenschaftliche Abhandlung, deren Inhalt frei gewählt werden konnte. Die Berichte boten den Schulbehörden einerseits die Möglichkeit, sich relativ leicht Informationen über das Niveau und die Leistungsfähigkeit der jeweiligen Anstalt zu verschaffen, andererseits aber erhielten Fachlehrer, da die Programme innerhalb der preußischen Schulen ausgetauscht wurden, aus ihnen Anregungen für die eigene Unterrichtsgestaltung. Da die hier vorgestellten Ab-

2 Vgl. Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. München 1992.

handlungen „der unmittelbaren Beschäftigung mit Lessing im Unterricht“ entsprungen, werden dem Forscher, so Siwczyk, „Einsichten in die damalige Schulrealität“ (S. 37) ermöglicht. Damit können auch Pauschalurteile, wie etwa das von Gunter E. Grimm hinsichtlich der „Nathan“-Vermittlung in den Schulen des 19. Jahrhunderts („Nathan fiel unter das Verdikt der tendenziell christlichen Literaturhistoriker und Schulbuchautoren“³) formulierte, relativiert werden. Die Schulprogramme weisen deutlich aus, dass „Nathan der Weise“ ab Mitte des 19. Jahrhunderts „als ein wesentliches nationales Kunstwerk betrachtet wird und Lessing zunehmend im Schulkanon verankert ist“ (S. 43).

Gleichwohl ist unübersehbar, dass in einer ganzen Reihe der vorgestellten Beiträge großer Wert darauf gelegt wird, die Rolle des Christentums in Lessings Drama als entscheidend hervorzuheben. Czeslaw Pieniżek, der Lehrer an der Oberrealschule in Stryju, nennt dafür einen gewichtigen Grund: Lessings „Nathan“ habe „in gewissen pädagogischen Kreisen eine Zurückweisung erfahren“ und sei „aus vielen Schulbibliotheken und als eine für junge Leute schädliche Lektüre abgelehnt“ worden. Er nun wolle eine „Verteidigung der in dem Drama dargestellten Ideen und Charaktere anstreben“ (S. 215) und damit nachzuweisen versuchen, „dass weder die Fabel noch die Idee des Dramas im Widerspruch zum Christentum stehen“ (S. 224).

Karl Riebe, der Direktor der Saldernschen Realschule in Brandenburg, vermochte einer solchen Lesart nicht zu folgen. Er meinte, dass bei der Vermittlung des Textes „auf den Gedankengang im Allgemeinen sowohl, als auch auf die Schönheit der Charakteristik, des Dialogs, der einzelnen Gedanken und Aussprüche [...] mit Schärfe und Genauigkeit eingegangen“ (S. 61) werden müsse, kommt jedoch nach der Interpretation zu dem Schluss: „Aber die Hauptsache, auf die es Lessing ankam, zu beweisen, daß [...] ein Mensch ohne positive Religion, ohne die Lehre vom Sohne Gottes und seinem Kreuze möglich sei, das hat er durch seine Fiction wahrlich nicht bewiesen“ (S. 74).

Dem pflichtet Adolf Hynitzsch, Lehrer am Gymnasium von Quedlinburg, bei. Er meint, dass die Lessingsche Adaption der Ringparabel „keinen befriedigenden Eindruck zurücklässt“ (S. 273).

Gewissermaßen einen *salto mortale* vollzieht der Leiter des Realgymnasiums Köln-Nippes Friedrich Kortz, der seine Studie von 1908 zugleich als Einleitung für eine Schulausgabe von Lessings „Nathan“ verwendet.⁴ Kortz geht wie selbstverständlich von der Voraussetzung aus, „daß der Vertreter des Christentums neben denen der beiden anderen Religionen als die geistig höchststehende Persönlichkeit“ (S. 345) anzusehen sei, allerdings erschöpfe sich das Drama darin nicht. Thematisiert werde vielmehr die „allverbindende und allversöhnende Menschenliebe“ (S. 346). Die aber sei „nur erreichbar vom christlichen Boden aus“. Insofern sei das Drama „ganz gegen die Absicht seines Verfassers tatsächlich in gewissem Sinne eine Verherrlichung des Christentums“ (S. 346).

Unter den mitgeteilten Texten befindet sich auch ein Vortrag von Ernst Köpke, der 1856 in einer Rezension zu Eduard Niemeyers positivistisch angelegtem „Nathan“-Buch⁵ den „Nathan“ als „dramatisiertes Elementarbuch des höheren Zynismus“ (S. 32) bezeichnete, was der Forschung zum Anlass diente, der Lessing-Rezeption in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jene genannte konservative christlich-nationale Tendenz zu unterstellen. Der Vortrag nun, den der Direktor acht Jahre danach an der brandenburgischen Ritterakademie gehalten hatte und der ein Jahr später von der Ritterakademie unter dem Titel „Studien zu Lessings Nathan. Ein Vortrag“ gedruckt wurde, zeigt, verglichen mit der Rezension von 1856, eine nunmehr differenziertere Sicht Köpkes auf das Les-

3 Barner, Wilfried u. a. (Hg.): Lessing. Epoche – Werk – Wirkung. 5., neu bearb. Aufl. München 1987, S. 406.

4 Vgl. Gotthold Ephraim Lessing. Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht. Für Schule und Haus hg. v. Friedrich Kortz. Münster 1908.

5 Vgl. Niemeyer, Eduard: Lessings Nathan der Weise durch eine historisch-kritische Einleitung und einen fortlaufenden Commentar besonders zum Gebrauch auf höheren Lehranstalten. Leipzig 1855, und Köpke, Ernst: Lessing's „Nathan der Weise“, durch eine historisch-kritische Einleitung und einen fortlaufenden Commentar besonders zum Gebrauch auf höheren Lehranstalten erläutert. In: Zeitschrift für das Gymnasialwesen, im Auftrage des Berlinischen Gymnasiallehrer-Vereins 10 (1856).

singsche Drama. Dennoch bleiben Kōpkes Vorbehalte gegenüber dem Drama bestehen: es sei „nie ein Werk, aus dem die Jahrhunderte nachwachsender Geschlechter dereinst ihre Ideale schöpfen werden“ (S. 106). Markierte Kōpke damit eine Tendenz der Lessing-Rezeption in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, verdeutlichen die vorgestellten Beiträge in ihrer Gesamtheit hinreichend, dass dies nicht die einzige war.

Neben solcherlei ‚Rettungen‘ Lessings stehen Beiträge, die sich durchaus anregend mit dem Stück auseinandersetzen. Generalisierend kommt Ferdinand Naumann, Oberlehrer an der Annenschule Dresden, 1867 zu dem Ergebnis, dass sich das Drama „in den meisten höheren Lehranstalten Norddeutschlands [...] das wohlverdiente Bürgerrecht [...] endlich errungen“ (S. 109) habe. Es stehe in einem folgerichtigen Zusammenhang mit Lessings poetischen und kritischen Bemühungen. Gleichzeitig bietet Naumann in seiner knapp 100 Seiten in Anspruch nehmenden Arbeit eine interessante Lessing-Bibliographie, die teilweise mit Annotationen bzw. Zitaten aus den Quellen vorgestellt wird und so einen praktikablen Überblick über die höchst differenzierte „Nathan“-Aneignung von der Zeit der Publikation des Dramas bis 1867 gibt. Gegliedert ist die Bibliographie nach Entstehung, Einzeldruck, Lessings eigenen Urteilen, Wirkung und Sekundärliteratur in alphabetischer Folge. Hinzu treten allgemeine Bewertungen, Bemerkungen zur Charakteristik des Stücks, zu dessen Grundidee, zu einzelnen Charakteren und zur Vergestaltung, Übersetzungen und Bühnenrealisierungen werden aufgeführt. Damit wurde den Lehrern wertvolles Material für die Unterrichtsgestaltung angeboten.

Hermann Stier, Direktor des Städtischen Gymnasiums zu Belgard (Pommern), problematisiert das Verhältnis des Dramas zum Christentum – freilich nunmehr, 1913, am Vorabend des Ausbruchs des 1. Weltkrieges also, sieht er die Ringparabel als eine Aufforderung an die Christen seiner Zeit: „Nicht für Juden oder Muhamedaner hält er [Nathan, H.-J. K.] diese seine Predigt, sondern für Leute, die Christen sein wollen, sich für Christen halten“ (S. 351). Lessing wollte „zum Nachdenken, zur Prüfung ungerechter Vorurteile, zur Selbsterkenntnis und zu gerechtem Urteil anregen“ (S. 352), die Schüler sollen das Stück „nicht hauptsächlich als Muster der dramatischen Kunst“ vermittelt erhalten, „sondern als Lehrgedicht, als Predigt“ (S. 354).

Bedenkt man, dass gerade die Vermittlung von literarischen Stoffen in der Schule von nicht zu unterschätzendem Einfluss auf deren Rezeption ist, besteht durchaus Anlass, hier genauere Quellenstudien zu betreiben. So verdeutlicht die vorliegende Publikation, dass, entgegen pauschal erfolgter Beurteilungen, die „Nathan“-Rezeption in den deutschen Schulen im genannten Zeitraum ein höchst differenziertes Bild vermittelt.

Dies gilt in gleichem Maße auch für die zweite Publikation der beiden Herausgeber, die sich der Darstellung von Lessings „Minna von Barnhelm“ in den Schulprogrammen des Zeitraums 1830 bis 1914 widmet. Auch hier werden interessante Details zutage befördert, die neue Sichtweisen auf die „Minna“-Rezeption in den deutschen Schulen eröffnen. Durchaus zutreffend ist deshalb die Auffassung der Herausgeber, dass „die Rezeption der ‚Minna von Barnhelm‘ in schulischen Kontexten [...] weitaus differenzierter [ist], als dies in der Lessing-Rezeption mitunter angenommen wird.“ (S. 23) Bislang ging die Forschung davon aus, dass die Lessing-Rezeption in den Schulen des Kaiserreiches der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der zeitgenössischen Lessing-Forschung (Adolf Stahr, Erich Schmidt u. a.) allzu schnell bereit war zu folgen, d.h. jene von Franz Mehring so bezeichnete ‚Lessing-Legende‘, der zufolge „das Zeitalter unserer klassischen Bildung ein Zeitalter Friedrichs des Großen“ und Lessing der geeignete Gewährsmann für diese Annahme gewesen sei. Der habe „der ‚Gerechtigkeit‘ des Königs in dem ‚schönsten deutschen Lustspiel‘ ein ‚ewiges Denkmal‘“ gesetzt und damit „ein um so leuchtenderes Muster deutscher Untertanentreue“⁶ geschaffen.

6 Mehring, Franz: Die Lessing-Legende. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 9. Hg. v. Hans Koch. Berlin 1963, S. 33.

Das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Lediglich in dem Beitrag „Lessings ‚Minna von Barnhelm‘ und Goldonis Lustspiel ‚Un curioso accidente‘“ werden nationalistische Töne angeschlagen. Josef Wihan, der Lehrer am deutschsprachigen Staats-Gymnasium zu Prag-Altstadt, meint: „Haß gegen das Franzosentum, wie ihn der siebenjährige Krieg gezeitigt hatte, atmet das ganze Stück.“ (S. 260) Ansonsten jedoch, da ist den Herausgebern völlig Recht zu geben, verdeutlichen die Beiträge eine „excellente philologische Bildung der Verfasser“, es dominiert eine „philologisch exakte Textarbeit“, die auf „ideologisch intendierte Wertungen“ (S. 65) Verzicht leistet.

Bemerkenswert ist auch, dass die vorgestellten Lesarten des Lustspiels durchaus auch heute noch diskutierenswert sind. Die Herausgeber haben diese mit dem heutigen Stand der „Minna“-Forschung verglichen, wobei ihnen Wilfried Barners „Lessing. Epoche – Werk – Wirkung“ (München 1998) und Monika Ficks „Lessing-Handbuch“ (Stuttgart 2010) als Vergleichsmuster dienten. In diesem Zusammenhang ist ihre Auffassung zu bestätigen: „Wenngleich einige methodologische Zugänge inzwischen veraltet erscheinen, erstaunt die Differenziertheit der Wertungen, die auch durch die aktuelle Forschung nicht überholt sind.“ (S. 66)